

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Silvia Bovenschen**

**Sarahs Gesetz**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



Silvia Bovenschen + Sarah Schumann. 1979

Vielleicht beginnt das Unglück in dem Augenblick,  
in dem einer den anderen zu durchschauen glaubt.  
Solange wir wissen, dass wir unerkundbar sind,  
ist Liebe.

(Ilse Aichinger)

## DAS EREIGNIS

Meine Freundin Sarah Schumann hatte Geburtstag gestern.

Zu den Gerüchten, die ich verwerfe, gehört, dass sie achtzig Jahre alt geworden sein könnte. Gestern soll das gewesen sein. (War unsere erste Begegnung nicht vorgestern erst?)

Zu den Wundern, die ich ehre, gehört ihre Regie, die kluge und barmherzige Lenkung unseres gemeinsamen Lebens. Woche für Woche, Tag für Tag, Stunde für Stunde – so lange es gehen mag.

Wohl gemerkt! Liebe und Klugheit führen Regie (mit einer sanften Beimischung preußischen Pflichtempfindens).

Ja, ich will erzählen von meiner Freundin Sarah Schumann.

Das habe ich heute, an diesem Tag, vor einer Stunde erst, beschlossen.

An diesem Tag, dem 13. August 2013, ist der Himmel blau. Ich sehe nur einen Fensterausschnitt davon. Ich hätte gerne mehr Blau.

An diesem Tag liege ich im Bett. Daran ist nichts außergewöhnlich.

Ich war oft, sehr oft, genau besehen immer krank während der gemeinsamen Jahre. Mal mehr, mal weniger. Jetzt, in diesem Sommer des Jahres 2013, ein Sommer, den ich versäume, hat es mich wieder hart getroffen. Jetzt bin ich sehr krank, sehr schwach und sehr dünn, ein Skelett geradezu. Als ich Sarah kennenlernte, das ereignete sich (nach menschlich verabredeter Zeitmessung) vor vierzig Jahren, war ich auch schon krank. Unheilbar. Aber für Unvoreingenommene noch nicht sichtbar. Einige Zeit nach diesem Ereignis (anders kann ich den Zufall unserer ersten Begegnung im Rückblick nicht nennen) habe ich ihr von diesem dauerhaften Kranksein gesprochen.

Ich habe die Szene in ihrer Wohnung im alten Westberlin – Steckschlüssel – vierter Stock – Kohleöfen – noch genau vor Augen.

Der große hölzerne Arbeitstisch, der zu einem kleinen Teil auch als Esstisch dient und übersät ist mit Farbspuren. Wir löffeln ihre Möhrensuppe. Die Suppe ist angereichert und gekräftigt mit Fleisch aus einer »Senatskonserve«. Eine Notversorgung, die zurückweist auf die Erfahrung der Blockade 1948/49.

(Im Zuge der zyklischen Erneuerung des verderblichen Vorrats werden die Dosen kostengünstig an die Stadtbevölkerung verkauft.)

Vor mir steht die Suppe. In einem tiefen Teller. Ich bewundere den Teller. Der stamme, so sagt Sarah Schumann, noch aus der Zeit, als sie in London lebte, viele Jahre bevor

wir uns begegneten. Ein schöner Teller. Ich studiere das Dekor unter der Glasur. Ein zartes Ornament in Rot und Blau.

Ich spüre, sie nimmt fälschlich an, dass mir die schlichte Suppe nicht schmeckt. Und bald schon (sagen wir: drei Monate später) werde ich ahnen: Sie hält mich, die Jüngere, für eine verwöhnte Bürgertochter, die teure Restaurants bevorzugt. Wenig (sagen wir: ein Jahr) später werde ich wissen, dass sich in ihrem mentalen Haushalt solche Annahmen leicht zur Gewissheit steigern und verhärten können. So auch in diesem Fall. Sie hat lange daran festgehalten. Gegen jede Evidenz. Schließlich hätte sogar sie (sie, die arme Künstlerin, die damals oft nicht wusste, ob sie die Miete und den Kohlenhändler wird zahlen können) jede Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass ich (zu dieser Zeit mit einem Promotionsstipendium ausgestattet) zwar besser situiert bin, aber doch auch sparsam sein muss, dass auch ich am Monatsende klamm bin, dass auch ich keineswegs im Luxus lebe und dass ich überdies auch kein Luxusleben ersehne. Erst als ich nach ein paar Jahren erduldeter Fehleinschätzungen die Causa gezielt aufrufe, eine Art Privatgericht erzwingen, vehement Empörung an den Tag legen, einen harten Indiziennachweis aufbauen und die Ungerechtigkeit an vielen Beispielen veranschaulichen, erst dann wird sie schleppend eine inwendige Korrektur herbeiführen. Solche Korrekturen sind mir nicht in allen Fällen gelungen.

Zurück zu dem Winter des Jahres 1975 in Berlin-Charlottenburg. Zurück zum Arbeitstisch und zur Möhrensuppe.

Wir sind uns fremd. Ich lege den Löffel ab und schaue verlegen aus dem Fenster. In dem gegenüberliegenden Altbau wird der Dachboden ausgebaut. Überall in Westberlin werden jetzt die Dachböden ausgebaut, in den alten Häusern, die zwei große Kriege bestanden haben.

Ich frage Sarah Schumann, um ein wenig ins Gespräch zu kommen, ob auch ihr Hausbesitzer Derartiges angekündigt habe. Sie sagt: *Nein*.

*Iss*, sagt sie. Ich fahre zusammen. Gut, dass ich den Löffel abgelegt habe, er wäre mir sicher aus der Hand gefallen. Nie, wirklich nie, nie hat jemand bei Tisch einen so nackten Imperativ auf mich gerichtet. Sie aber schaut freundlich aufmunternd bei diesem strammen Wort.

Ich führe den Löffel zum Mund. Ich will mich in ein gutes Licht stellen (Warum eigentlich?) und überlege, was ich sagen könnte. Es müsste etwas sein, das sie beeindruckt. Mir fällt nichts ein. Um die Verkrampfung zu lösen, rede ich, rede ungewollt Belangloses, und schließlich – ganz gegen die Gewohnheit! – rede ich von meiner Krankheit.

Sie legt den schönen Kopf etwas schief und sagt:

*Ist in Ordnung*.

Ich weiß, sie meint nicht, dass es in Ordnung sei, von solch einer Krankheit befallen zu sein, sie meint, dass sie damit zurechtkommen wolle. Jedenfalls etwas in der Richtung.

Ich freue mich.

## DIE VERPASSTE MICKY MAUS

Meine Freundin Sarah ist zwölf Jahre älter als ich.

»Das spielt keine Rolle«, sagte einmal einer, der uns kennt.

»Doch! Das spielt eine Rolle«, sagte ich damals.

»Meine Freundin Sarah – nur mal so zum Beispiel – hat in ihrer Kindheit niemals ein Micky-Maus-Heft gelesen. Ich weiß gar nicht, wie man sich mit einem Menschen verständigen soll, der nie ...«

Das war, sagt die Erinnerung, meine frivole Antwort. Auch erinnere ich, dass ich sie bereute. Zu Recht. Ich weiß nicht mehr, was mich in diese törichte Äußerung trieb, hatte ich doch immer schon Freunde, die erheblich älter waren als ich.

Einen größeren Blödsinn habe ich selten von mir gegeben. Da könnte meine Freundin Sarah weitaus Trennenderes ins Feld führen.

Meine Freundin Sarah war in Nöten, die ich – geboren 1946, als der große Krieg gerade vorbei war – nicht kennenlernen musste.

Sie hingegen hat als Kind den Krieg noch erlebt. Sie kennt den Schrecken von Bombennächten und den einer langen Flucht. Sie musste auf dieser Flucht – elf Jahre alt erst –

durch einen Fluss (die Mulde) schwimmen. Ihre Mutter hatte bei dieser Tortur Sarahs einjährige Schwester auf dem Rücken festgebunden. Ein junger Mann, dem die Mutter die letzten Zigaretten dafür gab, lud sich den Kinderwagen auf den Buckel. Da hieß meine Freundin Sarah noch Maria.

*Ja, sagt Sarah, da hat meine Mutter einmal funktioniert. Das hat sie gut gemacht. Einzig das hat sie gut gemacht.*

Und meine Freundin Sarah hat in den Nachkriegsjahren den Hunger kennengelernt. Ihm war ich nie ausgesetzt.

Es gibt eine Fotografie (ein kleines Schwarzweißbildchen mit einem gezackten Rand) von meiner nahezu ausgezehrteten Mutter. Sie musste den Hunger nach dem Zweiten Weltkrieg auch kennenlernen. Vor ihr sitzt der vergleichsweise gutgenährte Säugling, der ich einmal war. Wenn ich die Fotografie ansehe, schäme ich mich.

Ich erinnere mich. Sarah hat einmal, das ist schon einige Jahre her, von ihrem Hunger erzählt.

Sarah erzählt:

*Ich war noch ein junges Mädchen, eine Schülerin. Ich lebte mit meiner Mutter und meiner Schwester auf einem Dorf. Einmal traf ich am Abend ein Mädchen aus der Nachbarschaft. Das Mädchen war ein oder zwei Jahre älter als ich. Wir gingen eine kurze Wegstrecke nebeneinander her. Das Mädchen sagte, dass es nicht mehr zur Schule gehe, dass es kürzlich gegen Bezahlung Arbeit in einem Fischres-*

*taurant angenommen habe und dass es dort den Abwasch mache.*

*Die Mitteilung des Mädchens war getragen von einer gewaltigen Geruchswolke, einer Ausdünstung von altem Fisch und fauligem Abwaschwasser.*

*Da überwältigte mich mein Hunger.*

## DIE FLUCHT I

Sarah erinnert sich an die Flucht 1945. Sie dauerte zwei Jahre. Von Senftenberg in der Lausitz über das zerbombte Dresden weiter nach Hamburg und noch weiter, bis sie schließlich in einem Dorf endete.

Sarah erzählt:

*Ich sitze erhöht auf einem Wagen, gezogen von einem müden alten Gaul. Jemand hat uns, meine Mutter, meine kleine Schwester und mich, aufgeladen und mitgenommen. Immer mal werden wir mitgenommen, aufgelesen, aufgeladen – immer mal, immer nur für eine kurze Strecke.*

*Ich sehe aus hoher Position gebannt, wie ein Rotarmist am Straßenrand eine Frau vergewaltigt. Ich habe kein Wort für das, was ich sehe, keine Vorstellung, um was es sich da handelt, ein Schock ist es jedenfalls. Allein wegen der spürbaren Gewaltsamkeit. Allein wegen der spürbaren Angst der Frau. Allein wegen der Pistole. Ich weiß schon, was eine Pistole kann. Ich bin gefesselt von dem, was ich sehe. Der Rotarmist sieht, dass ich es sehe. Dass ich ihn, die Frau und das, was er tut, anstarre. Er richtet seine Pistole auf mich. Ich tue intuitiv das Richtige: Ich schaue ruckartig weg. Wir fahren vorüber. Ich sehe nicht zurück.*

*Eigentlich haben mir die Rotarmisten gefallen. Wilde Burschen mit gezwirbelten Bärten. Solche Menschen hatte ich zuvor nicht gesehen.*

»Wie hat das alles begonnen?«, frage ich. Und ich schicke gleich noch eine Frage hinterher. »Wie kamst du nach Senftenberg, du bist doch in Berlin geboren?«

*Meine Eltern, beide Bildhauer, erhielten dort Aufträge. Du kannst in Senftenberg einen Brunnen besichtigen, den mein Vater gestaltet hat.*

»Kann man das, was deine Eltern schufen, einer Kunst-richtung zuordnen?«

*Sie kamen aus der Tradition der ›Neuen Sachlichkeit‹, mein Vater hatte zeitweise an der Bauhaus-Hochburg in Dessau studiert.*

*Manchmal war es meiner Mutter erlaubt, zu helfen bei solchen Aufträgen. Niedere Dienste. Sie durfte zum Beispiel Inschriften meißeln. Aber der Brunnen in Senftenberg hat keine Inschrift. Irgendwann, als ich noch sehr klein war, haben sich meine Eltern getrennt. Und meine Mutter hat den Bürgermeister von Senftenberg geheiratet. Ich glaube, sie wollte aus der Armut raus, eine Armut, die meinen regime-kritischen Vater, wie ich weiß, nicht quälte.*

Sarah macht eine Pause.

*Plötzlich befand ich mich in einer Bürgermeister-Villa.*

»Hat dir das gefallen?«

Sarah überlegt.

*Die Eingangshalle gefiel mir. Wahrscheinlich war es gar keine*

*Halle. Wahrscheinlich erschien mir dieser Raum damals nur so riesig im Vergleich mit den Behausungen, die ich kannte. Sie gefiel mir auch deshalb so gut, weil das Mobiliar, die Stühle, Tische und der gewaltige Deckenleuchter, zu großen Teilen aus allerlei Speiß, Geweih und Gehörn bestand. Da waren riesige Schaufeln an den Sesseln. – Ob die von Elchen kamen?*